

Betrachtungen zu Thomas Manns essayistischen Antworten in *Die Forderung des Tages*

Brigitte Schmitz

I.

Zwei Sammlungen essayistischer Texte Thomas Manns tragen den Titel *Die Forderung des Tages*. Die 1930 unter diesem Titel erschienene Werkausgabe versammelt Texte überwiegend aus den Jahren 1925 – 1929. Es handelt sich hierbei teilweise um Stellungnahmen, die der Autor auf Anfragen von außen abgegeben hat.¹ In einem später erschienenen Band gleichen Titels² sind in noch weit größerem Umfang Antworten auf Fragen der Zeit enthalten. Thomas Mann, seiner Rolle als Repräsentant seines Zeitalters eingedenk,³ sah solcherart Tätigkeit als seine innere Verpflichtung an. Zugleich zeigen sich in manchen der Texte deutliche Konturen seiner Wesensart, seines Bewusstseins, eine Außenseiterexistenz zu führen, seines Willens zur Selbstbehauptung.

Mit der Titelgebung greift Thomas Mann auf einen Aphorismus Goethes aus *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Zweites Buch, *Betrachtungen im Sinne der Wanderer*, zurück. Unter der Überschrift *Kunst, Ethisches, Natur* heißt es: „Wie kann man sich selbst kennen lernen?“

¹ Thomas Mann: *Die Forderung des Tages. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925 – 1929*. Berlin: S. Fischer, 1930.

² Die folgende Textausgabe wird zugrunde gelegt: Thomas Mann: *Die Forderung des Tages. Abhandlungen und kleine Aufsätze über Literatur und Kunst*. Nachwort von Helmut Koopmann. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1986 [Thomas Mann: *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Frankfurter Ausgabe. Hg. von Peter de Mendelssohn].

³ Thomas Mann: *Antwort an Hans Pfitzner* (geschrieben in Sanary-sur-mer, Mitte Juli 1933). In: *Gesammelte Werke (GW) in dreizehn Bänden*, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2. Auflage 1974 [1. Auflage 1960]; Bd. XIII; hier heißt es über ihn selbst: „ein Dichter [...], dessen Natur sich weit eher eines goethisch-repräsentativen Überlieferungsgepräges bewußt ist [...]“ – S. 91. – Vgl. zur Repräsentantenfunktion Thomas Manns: Thomas Sprecher: *Märtyrertum und Repräsentanz. Zu Thomas Manns Resilienz im Exil*. In: *Thomas Mann und das „Herzasthma des Exils“*. (Über-)Lebensformen in der Fremde. Die Davoser Literaturtage 2008, S. 93 – 110, (Thomas-Mann-Studien – TMS – Bd. XLI).

Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. – Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“⁴

Im Folgenden soll untersucht werden, inwieweit in einigen dieser Texte aus beiden Sammlungen der Gedanke der „Forderung des Tages“ im Sinne des Begriffs der Pflicht zum Tragen kommt. Nach welchen Leitlinien das eigene Leben gemäß eigener Anlagen zu gestalten sei, welche Handlungen sich das Individuum selbst vorschreiben könnte, welche Haltung es für sich bejahen kann – mit solcherart Fragen hat sich Thomas Mann seit seinen frühen Novellen und essayistischen Stellungnahmen befasst. Der Pflichtbegriff wird in einem Zusammenhang mit diesen Fragen nach der rechten Lebensführung betrachtet. Diese Betrachtungen finden ihr Widerspiel in ausgewählten Beispielen aus Thomas Manns erzählerischem Werk. Darüber hinaus soll das Augenmerk auf die mitunter nur impliziten Botschaften in diesen Beispieltextrn gerichtet werden.

Dabei ist gleich zu Beginn zu sagen, dass es Thomas Mann in seinen essayistischen Texten wie auch den Prosatexten in der Frage der Lebensführung nicht um Moralismus, das heißt Moralvorschriften, oder, in aufgewerteterer Bedeutung, praktische Sittenlehre geht,⁵ nicht um die mehr oder weniger verbindlichen Begriffe einer Sollensmoral, sondern um die Frage der „Lebensform“, einer für das jeweilige Individuum selbst zu bejahenden Lebensform – im Sinne der Form eines Daseins, von dem sich sagen lässt, dass es geglückt ist. Dies rückt einige zentrale Aspekte des Denkens Thomas Manns in die Nähe der Lebenskunstphilosophie.

Um die Frage nach dem glückenden Leben, dem zu bejahenden Leben, der Suche danach und dem Verlassen der engen Grenzen einer bestimmten, das Individuum in seinen Möglichkeiten einschränkenden Lebensform geht es vornehmlich in Thomas Manns Vortrag aus dem

⁴ Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Zweites Buch. *Betrachtungen im Sinne der Wanderer* (1821 / 1829). Goethes Werke. Hamburger Ausgabe (HA) in 14 Bänden. Hg. von Erich Trunz. 11. Auflage, München: C. H. Beck, 1982, Bd. VIII, Romane und Novellen III, S. 283.

⁵ Vgl. den Artikel „Moralist, Moralismus“ von G. Lamsfuss, *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (HWPh). Hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 6, Basel und Stuttgart: Schwabe & Co. AG, 1984.

Jahre 1926, *Lübeck als geistige Lebensform*.⁶ Den Begriff der Lebensform hat Thomas Mann von Eduard Spranger und dessen Werk *Lebensformen* aus dem Jahre 1921 übernommen, das er vor Abfassung seines Vortrags gelesen hatte.⁷

Helmut Heiland fasst die Grundgedanken dieses Werks Sprangers wie folgt zusammen:

In den *Lebensformen* nun hat Spranger eine Zuordnung von Kulturphilosophie und Typenlehre vorgenommen. Den sechs großen Kulturbereichen des Theoretischen (Wissenschaft), Ästhetischen, Ökonomischen, Sozialen, Politischen und Religiösen entsprechen die bekannten sechs Lebensformen des Menschen. In jedem Menschen ist eine dieser sechs Grundrichtungen vorherrschend, die den Menschen befähigt, sich mit dem korrespondierenden Kulturbereich auseinanderzusetzen, dessen objektives Gegebenheit in sich zu verlebendigen. Dabei sind nun aber in der menschlichen Psyche alle anderen Grundrichtungen mit angelegt. Sie sind beteiligt beim Verstehensprozeß von Kultur und bestimmen so die psychische Ganzheit, deren Struktur mit. Der spezifische Verstehensprozeß – etwa ästhetischer Zusammenhänge der Kultur – durch die individuelle Psyche ist also eingebettet in einer psychischen Totalität, in der alle anderen Grundrichtungen mitschwingen und angesprochen werden. Der einzelne Mensch wird also durch die „Lebensformen“, letztlich durch seine typische Lebensform, in die Bereiche der Kultur hineingeführt und in sie integriert. Dabei ist Erziehung behilflich, dieses wechselseitige Angewiesensein von Kultur (objektive geistige Bereiche) und einzelner Mensch (subjektiver Geist) in Gang zu setzen und in Gang zu halten [...] Ergebnis ist „Bildung“ als Prozeß, als funktionierende, gelebte „Lebensform“ des einzelnen Menschen, die auf Kultur und ihre Sinnstruk-

⁶ Der Text *Lübeck als geistige Lebensform* ist enthalten in der frühen Werkausgabe von Thomas Mann: *Die Forderung des Tages. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925 – 1929*. Berlin: S. Fischer, 1930, S. 26 – 51. – In der vorliegenden Arbeit wird aber zitiert aus: Thomas Mann: *Gesammelte Werke (GW) in dreizehn Bänden*, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2. Auflage 1974 [1. Auflage 1960]; Bd. XI; der Text umfasst die Seiten 376 – 398.

⁷ Eduard Spranger: *Lebensformen. Eine geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit* (1921 / Entwurf 1914). – Dieser Hinweis geht auf einen Vortrag von Herbert Anton zurück, *Thomas Mann und Schiller. Ästhetik der Existenz*. Gehalten in Düsseldorf am 23. 10. 2009 auf Einladung der Thomas-Mann-Gesellschaft Düsseldorf. – Vgl. außerdem den Artikel „Lebensformen“ von G. Mittelstädt, HWPb Bd. 9, 1980.

turen, ihre Werte bezogen ist und diese trägt.⁸

Hier ist auf den Zusammenhang von geistiger Lebensform, Lebenswelt, Lebensführung und dasjenige, was bei Foucault „Ästhetik der Existenz“ heißt, hinzuweisen.⁹ Der Lebensweltbegriff ist im Sinne der Welt des Alltags, der alltäglichen Erfahrungen zu verstehen – ein Begriff, mit dem sich erstmals Edmund Husserl in der von ihm begründeten Phänomenologie philosophisch auseinandersetzte. Der Begriff umfasst die vorwissenschaftliche Welterfahrung als eine selbstverständliche, unbefragte Grundlage alltäglichen Denkens und Handelns, und Husserl legt die Erkenntnis dar, dass auch die abstraktesten wissenschaftlichen Theorien ihre Grundlage in den selbstverständlichen Basiserfahrungen der Lebenswelt haben.¹⁰

Thomas Mann verlässt diese Lebenswelt, seine Heimatstadt Lübeck, und so verhält es sich auch mit dem Protagonisten Tonio Kröger aus der gleichnamigen Erzählung (erschienen 1903):

Und er verließ die winklige Heimatstadt, um deren Giebel der feuchte Wind pff, verließ den Springbrunnen und den alten Wallnußbaum im Garten, die Vertrauten seiner Jugend, verließ auch das Meer, das er so sehr liebte, und empfand keinen Schmerz dabei. Denn er war groß und klug geworden, hatte begriffen, *was für eine Bewandnis es mit ihm hatte*,¹¹ und war voller Spott für das plumpe und niedrige Dasein, das ihn so lange in seiner Mitte gehalten hatte. (GKFA 2.1, S. 263)¹²

⁸ Helmut Heiland: *Eduard Spranger. Zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr seines Todesjahres*. In: *Erziehen heute* 38 (1988) 4, S. 31–35; hier: S. 33 f.

⁹ Auf diese Zusammenhänge verweist Herbert Anton in seinem erwähnten Vortrag *Thomas Mann und Schiller. Ästhetik der Existenz* und bezieht sich dabei auf die Abhandlungen und Gespräche, die in Michel Foucaults *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007, versammelt sind.

¹⁰ Es wird rekuriert auf Alfred Schütz, einen Schüler Husserls, der Husserls Lebensweltbegriff in den Mittelpunkt der theoretischen Grundlegung der Sozialwissenschaften gestellt hat. – Vgl. Alfred Schütz / Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied: Luchterhand, 1975 [Soziologische Texte; Bd. 82]; vgl. außerdem den Artikel „Lebenswelt“, insbesondere Teil II, von W. E. Mühlmann, HWPPh Bd. 5, 1980, Sp. 155–157.

¹¹ Im Original keine Hervorhebung.

¹² Es wird die folgende Ausgabe zugrunde gelegt: Thomas Mann: *Tonio Kröger*. In: *Frühe Erzählungen 1893 – 1912*. Hg. und textkritisch durchgesehen von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig. Frankfurt

In der Erzählung *Der Bajazzo* (erschienen 1897) berichtet das erzählende Ich im 1. Kapitel:

Sie liegt so weit dahinten, die kleine, alte Stadt mit ihren schmalen, winkeligen und giebeligen Straßen, ihren gotischen Kirchen und Brunnen, ihren betriebsamen, soliden und einfachen Menschen und dem großen, altersgrauen Patrizierhause, in dem ich aufgewachsen bin. (GKFA 2.1, S. 121)

Weiterhin heißt es im 6. Kapitel:

Was hielt mich eigentlich am Orte? [...]

Ich erhob mein kleines Vermögen, und beinahe ohne mich zu verabschieden, verließ ich die Stadt, um mich vorerst auf Reisen zu begeben. (GKFA 2.1, S. 132)

Als These ist herauszustellen, dass in Thomas Manns Texten, den essayistischen wie den erzählerischen, das Interesse des Autors um den Typus der ästhetischen Grundrichtung – im Sinne der *Lebensformen* Sprangers – kreist, woraus sich Deutungsaspekte der Wesensverwandtschaft mit der Lebenskunstphilosophie im Sinne der „Ästhetik der Existenz“ (Foucault) gewinnen lassen.

Thomas Mann wie auch mehrere Protagonisten seiner Werke, man denke neben den genannten etwa auch an Gustav von Aschenbach, an Hans Castorp, an Felix Krull, Facetten seiner selbst, verlassen ihre jeweilige Lebensform, Lebenswelt, um ihr Leben, ihre Lebensumstände zu ändern, möglicherweise um eine Lebensform zu erreichen, die sie ganz und gar bejahen können – eine pragmatische Utopie: sich selbst, das eigene Leben zu gestalten im Sinne der Lebenskunst, der „Ästhetik der Existenz“. Auf Thomas Manns Werke bezogen soll das keineswegs heißen, dass hier Beispiele eines Lebens, das ohne Widerstände, ohne Komplikationen verläuft, gezeigt werden, aber das Ringen um ein zu bejahendes Leben wird sichtbar wie auch mitunter das Scheitern.

a. M.: S. Fischer, 2004. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe (GKFA) Bd. 2.1, sowie der Kommentarband dazu, GKFA Bd. 2.2.

II.

Der Begriff der Lebenskunst, von dem bei Foucault in *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst* sowie in anderen Quellen¹³ die Rede ist, soll zunächst ganz traditionell verstanden werden im Sinne der *ars vivendi* der Antike, deren Verfechter unter anderen Seneca, Epiktet und Marc Aurel sind, aber auch im Zusammenhang mit dem Begriff der Selbstsorge, *cura sui*. Der aus dem Altgriechischen stammende Begriff *epimeleia tés psychés*, die Sorge der Seele um sich selbst, erscheint erstmalig bei Platon und vornehmlich in den frühen sokratischen Dialogen. Das Selbst wird gedacht als lokalisiert in der Seele.¹⁴

Bei Sokrates erstreckt sich der Begriff der Selbstsorge immer auch auf den Zusammenhalt des Gemeinwesens. Bei Epikur findet, im Unterschied zu Sokrates, wiederum eine Entpolitisierung der Selbstsorge statt. Bei Seneca ist Selbstsorge auf Selbstaneignung ausgerichtet; das Individuum soll sich nicht der Verfügung durch andere Menschen, deren Geschäfte, Dinge, Interessen überlassen; die umfassende Sorge um Seele und Leib, die Zeiteinteilung, Selbstbeobachtung, Kontrolle der eigenen Gedanken, der briefliche Austausch, um sich wechselseitig Rat zu geben, die Vorbereitung auf den Tod – all dies ist im Konzept der Selbstsorge bei Seneca enthalten. – Durch das Vordringen des Christentums verschwindet das antike Konzept der Selbstsorge für einige Zeit aus der abendländischen Kulturgeschichte.¹⁵

Immanuel Kant bezieht sich in seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (1785), in der er die „Pflichten gegen uns selbst“ formuliert, wieder auf Elemente des antiken Selbstsorgegedankens. – Mit den Begriffen „Sorge“, „Selbstsorge“, „Fürsorge“ befasst sich Heidegger in

¹³ Es wird rekuriert auf den Beitrag von Wilhelm Schmid: *Lebenskunst als Ästhetik der Existenz*. In: Joachim Schummer (Hg.): *Glück und Ethik*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 1998, S. 83 – 91; im Zusammenhang mit dem Begriff „Ästhetik der Existenz“ werden hier genannt: Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste* (1984), Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986, S. 18 ff., 118, 135; weiterhin: Michel Foucault: *Eine Ästhetik der Existenz* (1984). In: *Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch*. Berlin: Merve, 1984, S. 136; vgl. im Original: Michel Foucault: *Dits et écrits*. Paris: Gallimard, 1994, IV, Nr. 357, S. 732.

¹⁴ Vgl. den Artikel „Selbstsorge“ von Wilhelm Schmid, HWPPh Bd. 9, 1995, Sp. 528 – 535.

¹⁵ Vgl. weiterhin den Artikel „Selbstsorge“ von Wilhelm Schmid, HWPPh Bd. 9, Sp. 532.

Sein und Zeit.¹⁶ – Bei Foucault wird der Begriff der Selbstsorge erneut im Verständnis der Philosophen der Antike aufgegriffen und aktualisiert, wobei es immer auch um ein transformierendes Einwirken auf das Selbst geht; das Selbst wird nicht als gegebene Substanz, sondern als eine Form, die zu gestalten ist, angesehen.¹⁷ Ausgehend von einer Auseinandersetzung mit den antiken Texten wendet sich Foucault dann dem eigenständigen Fragenkomplex zu, inwieweit eine Lebensform möglich ist, die jenseits von Intellektualismus und Moralismus ein Experiment ist und innerhalb welcher Leben als Kunst verstanden werden kann.

In der Philosophie der Lebenskunst geht es immer darum, dass die Position des Individuums gestärkt werden soll – und dies liegt jenseits von allem Egozentrismus; denn die Realisierung eines solchermaßen „individuellen Lebens“ kann nur mit Blick auf gesellschaftliche Bezogenheit, da man auf andere Menschen angewiesen ist, glücken. Es geht darum, sich und sein Leben selbst zu führen und, wie Schmid den zentralen Gedanken Foucaults hier übersetzt: das ist nicht nur als eine private, sondern als eine politische Aufgabe aufzufassen: „Selbstführung [...], um die Verführbarkeit durch eine äußere Macht, welche auch immer, zu unterlaufen“.¹⁸

Die Implikationen des Begriffs „Ästhetik der Existenz“ sind zum Beispiel: das Individuum bringt eine eigene Macht auf und sichert sich dadurch Freiheitsräume – was immer mit Selbstverantwortlichkeit zu geschehen hat. – Die Existenz will „kunstvoll“ gestaltet sein, und dies zielt auf ein kreatives Verhältnis des Individuums zu sich selbst.¹⁹ Das Individuum trifft außerdem eine persönliche Wahl in der Frage, wie es sein Leben ausrichtet, und folgt nicht nur der Notwendigkeit. Dabei ist immer auch die „Vernunft des Anderen“ mit zu berücksichtigen. Nach dem Verständnis des griechischen Begriffs der *aisthesis* ist es nun Aufgabe der Lebenskunst, die geistigen und sinnlichen Fähigkeiten zu entfalten.²⁰ – Schließ-

¹⁶ Martin Heidegger: *Sein und Zeit* (1927). Tübingen: Max Niemeyer, 18. Auflage 2001; § 41, § 64. – Vgl. dazu weiterhin den Artikel „Selbstsorge“ von Wilhelm Schmid, HWPh Bd. 9, Sp. 534, 535.

¹⁷ Vgl. wiederum den Artikel „Selbstsorge“ von Wilhelm Schmid, a. a. O., insbesondere Sp. 534.

¹⁸ Wilhelm Schmid: *Lebenskunst als Ästhetik der Existenz*, S. 84.

¹⁹ Wilhelm Schmid, a. a. O., S. 85.

²⁰ Wilhelm Schmid, a. a. O., S. 86.

lich ist, nach Foucault, das Motiv der Realisation einer Ästhetik der Existenz, die „Schönheit seines eigenen Lebens“ – und das soll heißen: die Bejahung der eigenen Lebensform – anzustreben, auszugestalten. Dies soll keineswegs, nach Foucaults Gedankenkonzept, bedeuten, nur das Angenehme zu erstreben.²¹

Im 4. Kapitel der Erzählung *Der kleine Herr Friedemann* (1897) wird solcherart Erkenntnis folgendermaßen formuliert: „Ist nicht das Leben an sich etwas Gutes, gleichviel ob es sich nun so für uns gestaltet, daß man es >glücklich< nennt?“ (GKFA 2.1, S. 91)²² Weiter heißt es: „Johannes Friedemann fühlte das, und er liebte das Leben. Niemand versteht, mit welcher innigen Sorgfalt er, der auf das größte Glück, das es uns zu bieten vermag, Verzicht geleistet hatte, die Freuden, die ihm zugänglich waren zu genießen wußte.“ (GKFA 2.1, S. 91)

Das „wahre Leben“ im Sinne einer „Ästhetik der Existenz“ ist ein Leben, das vom Individuum bejaht werden kann und das auch gegen Widerstände, gegen Repressionen gelebt werden kann. Das „Schöne“, das Bejahenswerte lässt sich niemals verabsolutieren – und dies wird warnend mit Blick auf politische Systeme und was solcherart Verabsolutierungen ange richtet haben ausgesprochen.²³ Ein bedeutsamer Aspekt dieses Lebenskunstkonzepts ist darüber hinaus noch, dass man das Bejahenswerte keineswegs nur im Individuum selbst findet, sondern zum Beispiel kann es auch darin liegen, anderen Menschen, auch weit entfernten Menschen, ein bejahenswertes Leben zu ermöglichen.²⁴

In diesem Kontext lässt sich auch Hans Castorps Plan, sich um die Moribunden im Sanatorium zu kümmern, betrachten. Ausführlich handelt das Unterkapitel *Totentanz* (innerhalb des 5. Kapitels) davon. Einige Beispiele daraus: „Aber schon vorher hatte Hans Castorps teilnehmender Unternehmungsgest mit Hilfe des Hofrats und des Pflegepersonals weitere

²¹ Wilhelm Schmid, a. a. O., S. 88.

²² Thomas Mann: *Der kleine Herr Friedemann*. In: *Frühe Erzählungen 1893 – 1912*.

²³ Wilhelm Schmid: *Lebenskunst als Ästhetik der Existenz*, S. 89 f.

²⁴ Wilhelm Schmid, a. a. O., S. 89.

Beziehungen zu den Schwerkranken des Hauses angeknüpft, und Joachim mußte mit.“ (GKFA 5.1, S. 466) – „Ferner zu der unglückseligen und dabei so gefallsüchtigen Frau von Mallinckrodt, die ebenfalls Blumen bekam wie die Vorgenannten, und die von Hans Castorp in Joachims Gegenwart sogar mehrmals mit Brei gefüttert wurde.“ (GKFA 5.1, S. 467) – „In diesen Handreichungen übte er sich [...] und empfand eine beglückende Ausdehnung seines Wesens dabei [...]“ (GKFA 5.1, S. 475)²⁵ Dass Hans Castorp auch im Sinne christlicher Pflichtenlehre²⁶ handelt, ist mehr eine Begleiterscheinung und legitimiert sein Tun, etwa beim Personal des Sanatoriums, ist aber nicht Castorps primäre Motivation; denn weiter heißt es: „[...] eine Freude, die auf dem Gefühl von der Förderlichkeit und heimlichen Tragweite seines Tuns beruhte, sich übrigens auch mit einem gewissen diebischen Vergnügen an dem untadelig christlichen Gepräge dieses Tuns und Treibens mischte [...]“ (GKFA 5.1, S. 475)

In *Lübeck als geistige Lebensform* legt Thomas Mann dar, dass es sein Schreiben ist, das ihn zur Selbsterkenntnis führt – und hier zeigt sich auch die Bezogenheit auf Goethes Selbsterkenntnisbegriff:

Ein erstes Werk, welche Schule der Erfahrung für den jungen Künstler – der objektiven und subjektiven Erfahrung! Was das eigentlich sei, das Element des Epischen, ich erfuhr es erst, indem es mich auf seinen Wellen dahintrug. Was ich selber sei, was ich wolle und nicht wolle, nämlich nicht südliche Schönheitsruhmredigkeit, sondern den Norden, Ethik, Musik, Humor; wie ich mich zum Leben verhielte und zum Tode: ich erfuhr das alles, indem ich *schrieb* – und erfuhr zugleich, daß der Mensch auf keine andere Weise sich kennenlernt, als indem er handelt. (XI, S. 381)

Indem man die Linie der Begriffe von Lebensform, Lebenswelt, Lebenskunst, Selbstsorge und auch Selbsterkenntnis in Augenschein nimmt, soll noch auf das Werk *Philosophie als Lebensform* von Pierre Hadot, einem Kollegen Foucaults am Collège de France, verwiesen

²⁵ Thomas Mann: *Der Zauberberg*. Hg. und textkritisch durchgesehen von Michael Neumann. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002. GKFA 5.1.

²⁶ Vgl. den Artikel „Pflicht“ von W. Kersting, HWPh Bd. 7, 1989, insbesondere Sp. 407.

werden.²⁷ In den hellenistischen Philosophenschulen der Kyniker, Epikureer und Skeptiker sowie bei den Stoikern – Seneca, Epiktet, Plutarch, Marc Aurel – wurden Philosophie und Lebenskunst zwar nicht gerade gleichgesetzt, aber das Modell der Lebenskunst nahm in der Betrachtung einen breiten Raum ein.

In Thomas Manns bereits zitierter Erzählung *Der kleine Herr Friedemann* wird der Protagonist Johannes Friedemann exponiert, von dem gesagt wird, er sei „ein Epikuräer“. (GKFA 2.1, S. 92) Seine Leidenschaft gilt Konzertbesuchen (S. 92) und dem Theater (S. 93); er hatte sich „durch viele Lektüre mit der Zeit einen litterarischen Geschmack angeeignet“ (S. 92) und spielte, „obgleich er sich ungemein merkwürdig dabei ausnahm, die Geige nicht übel“ (S. 92).²⁸ Dem seit früher Kindheit – infolge des Verschuldens einer alkoholsüchtigen Amme – körperlich behinderten Johannes Friedemann gelingt es anscheinend, gemäß der „Ästhetik der Existenz“ zu leben, bis der „Einbruch der Leidenschaft in dieses behütete Leben [...] den ganzen Bau umstürzt und den stillen Helden selbst vernichtet.“ (XIII, S. 135)²⁹

III.

Ein Begriff, der mit dem Pflichtbegriff einhergeht, ist derjenige der „Lebensbürgerlichkeit“. In *Lübeck als geistige Lebensform* erscheint der Begriff kursiv gedruckt. Thomas Mann definiert ihn als den „Sinn für Lebenspflichten, ohne den überhaupt der Trieb zur Leistung, zum produktiven Beitrag an das Leben und an die Entwicklung fehlt“. (XI, S. 387) Der Begriff der Lebensbürgerlichkeit kommt auch in Thomas Manns in Briefform gefasstem Essay *Über die Ehe* vor.³⁰ Thomas Mann schreibt: „[...] die Ehe ist zwar keine >bürgerliche< Einrichtung,

²⁷ Pierre Hadot: *Philosophie als Lebensform* (im Original: 1995); dt. Ausgabe: Frankfurt a. M.: Eichborn-Verlag, 1999.

²⁸ Thomas Mann: *Der kleine Herr Friedemann*. In: *Frühe Erzählungen 1893 – 1912*.

²⁹ Thomas Mann: *On Myself* (1940), GW Bd. XIII.

³⁰ In dem 1930 erschienenen Band *Die Forderung des Tages. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925 – 1929* trägt der Text noch die Überschrift *Die Ehe im Übergang*. – In der vorliegenden Arbeit wird zitiert aus der Ausgabe: Thomas Mann: *Über die Ehe. Brief an den Grafen Hermann Keyserling* (1925). In: GW Bd. X, S. 191 – 207.

es sei denn, wir nähmen dies Wort in seinem höchsten Verstande, dem der Lebensbürgerlichkeit; aber sie hat bürgerliche, soziale Grundlagen, – die erschüttert sind.“ (X, S. 192) An späterer Stelle legt er dar, dass Lebensbürgerlichkeit notwendigerweise zum Künstlertum gehört:

Daß alles Künstlertum [...] zum Abgrunde tendiert, ist nur allzu gewiß. Aber [...] Lebensfreundlichkeit, Lebensgutwilligkeit bilden doch auch einen der Grundinstinkte des Künstlers; ein gewisser Einschlag von Lebensbürgerlichkeit und Ethik macht ihn jedenfalls, so wenig Kunst und Tugend von Hause aus zusammengehen, zusammengehören, unter Menschen erst möglich [...] (X, S. 199)

Diese spezifische Charakterisierung ruft das Bild Gustav von Aschenbachs herauf. Im 2. Kapitel der Erzählung *Der Tod in Venedig* (1912) heißt es von ihm: „Die Vermählung dienstlich nüchterner Gewissenhaftigkeit mit dunkleren, feurigeren Impulsen ließ einen Künstler und diesen besonderen Künstler entstehen.“ (GKFA 2.1, S. 508)

Weiterhin heißt es in diesem Kapitel:

Mit vierzig, mit fünfzig Jahren wie schon in einem Alter, wo andere verschwenden, schwärmen, die Ausführung großer Pläne getrost verschieben, begann er seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken und brachte dann, ein Paar hoher Wachskerzen in silbernen Leuchtern zu Häupten des Manuskripts, die Kräfte, die er im Schlaf gesammelt, in zwei oder drei inbrünstig gewissenhaften Morgenstunden der Kunst zum Opfer dar. (GKFA 2.1, S. 510)

„Ein Leben der Selbstüberwindung und des Trotzdem“ wird Gustav von Aschenbachs Leben im 5. Kapitel genannt, „ein herbes, standhaftes und enthaltsames Leben, das er zum Sinnbild für einen zarten und zeitgemäßen Heroismus gestaltet hatte, – wohl durfte er es männlich, durfte es tapfer nennen [...]“ (GKFA 2.1, S. 568 f.)

In Thomas Manns Werken treten auch wiederum oftmals Charaktere – zumeist als Protagonisten – auf, die sich bestimmten Forderungen der Lebensbürgerlichkeit nicht stellen. Hans Castorp interessiert sich für Clawdia Chauchat, ohne jedoch eine Beziehung mit gesellschaftlichen Auswirkungen ins Auge zu fassen. Er imaginiert sich nicht in der Rolle eines zukünftigen Ehemannes und Familienvaters. Er denkt nicht an „die Möglichkeit, mit Frau Chauchat in gesellschaftliche Beziehungen zu treten“, „Möglichkeiten [...] ins Wirkliche übertreten zu lassen“, und es wird das „Gefühl“ umrissen, „daß gesellschaftliche Beziehungen zu Clawdia Chauchat, *gesittete* Beziehungen, bei denen man >Sie< sagte und Verbeugungen machte und womöglich Französisch sprach, – nicht nötig, nicht wünschenswert, nicht das Richtige seien ...“ (GKFA 5.1, S. 364 f.)

In diesem Zusammenhang ist auf die Forschungsansätze hinzuweisen, die sich mit der literarischen Camouflage bei Thomas Mann auseinandersetzen, der Funktionalisierung von Frauengestalten, die der Maskierung männlicher Geliebter dient;³¹ Madame Chauchat wäre eine solche Gestalt oder Gerda von Rinnlingen als das vergeblich begehrte Objekt in der Erzählung *Der kleine Herr Friedemann*.

Felix Krull, der die Identität des Louis Marquis de Venosta durch einen Pakt mit diesem angenommen hat, umwirbt in Lissabon, der ersten und einzigen Station seines Weltreisevorhabens, Professor Kuckucks Tochter und ist sich dabei vollkommen der Absurdität und Hoffnungslosigkeit seiner Lage bewusst: Eine Beziehung mit Zouzou im lebensbürgerlichen Sinne anzustreben verbietet sich aus mehreren Gründen. Das Geheimnis der angenommenen Identität muss unentdeckt bleiben, nicht nur, weil Felix Krull dies dem wahren Marquis zugesichert hat, sondern auch, weil es andernfalls die Vertreibung aus der Welt des gesellschaftlichen Scheins³² bedeuten würde und der Protagonist damit möglicherweise nicht mehr für die Position des Bräutigams qualifiziert wäre. Das erinnernde Ich rekapituliert (3. Buch, 8.

³¹ Vgl. dazu das Kapitel *Gender Studies* von Astrid Lange-Kirchheim im *Thomas-Mann-Handbuch*, Hg.: Andreas Blödorn / Friedhelm Marx, Stuttgart: Verlag J. B. Metzler, 2015, S. 364 – 372.

³² Vgl. Herbert Anton: *Die Romankunst Thomas Manns. Begriffe und hermeneutische Strukturen*. 2., erweiterte Auflage mit einem Anhang: *Poetik im Konflikt mit Freud*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1972, Kapitel *Schein*, insbesondere S. 41.

Kapitel):

Welche närrischen Ideen schossen mir nicht durch den Kopf! Die Heiratswünsche des zu Hause gebliebenen anderen Ich schoben sich meinem Denken unter. Mir war, als müsse ich meine Eltern in Luxemburg um die zur Ablenkung vorgeschriebene Weltreise betrügen, Professor Kuckucks reizende Tochter freien und als ihr Gatte in Lissabon bleiben, – da mir doch nur allzu klar und schmerzlich bewußt war, daß das zart Schwebende meiner Existenz, ihr heikles Doppelgängertum mir gänzlich verbot, es solcherart mit der Wirklichkeit aufzunehmen. Dies, wie gesagt, tat mir weh. Aber wie froh war ich doch auch wieder, den neuen Freunden in dem gesellschaftlichen Range begegnen zu können, welcher der Feinheit meiner Substanz entsprach! (GKFA 12.1, S. 359)³³

Ohne lebensbürgerliche Orientierung auszukommen bedeutet für die Figuren in Thomas Manns erzählerischem Werk oftmals, sich einer Liebe zu verschreiben, die „mit dem Zeichen der Hoffnungslosigkeit und des Widersinns“ gezeichnet ist, „>freie< Liebe im Sinn der Unfruchtbarkeit, Aussichtslosigkeit, Konsequenz- und Verantwortungslosigkeit“. (X, S. 197)³⁴ Diese Liebe, urteilt er, gehört der Sphäre des Todes an, im Gegensatz zur lebensbürgerlichen Ausrichtung, die Thomas Mann im Kontext seines *Ehe*-Aufsatzes mit dem Begriff der „Lebenszucht“, des „Lebens“ schlechthin zusammendenkt, und diesen „Begriff des Lebens“ wiederum in eins setzt „mit dem der Pflicht, des Dienstes, der sozialen Bindung und selbst der Würde“. (X, S. 200)

Unter dem Begriff „Lebensbürgerlichkeit“ versteht Thomas Mann schließlich ganz allgemein, dass man sich dem Leben nicht entziehen, sondern lebensbürgerlich standhalten soll. Dazu gehört zum Beispiel auch, alle Feierlichkeiten zu seinen eigenen Ehren anzunehmen und etwa auch im fortgeschrittenen Alter seine Geburtstage zu feiern. In seinen Texten, vor-

³³ Thomas Mann: *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil*. Hg. und textkritisch durchgesehen von Thomas Sprecher und Monica Bussmann in Zusammenarbeit mit Eckhard Heftrich. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2012. GKFA 12.1.

³⁴ Thomas Mann: *Über die Ehe*. GW Bd. X.

nehmlich den Tagebuchtexten, hat er in diesem Zusammenhang die imperativische Wendung „seinen Mann stehen“ benutzt, ein Wortspiel mit seinem eigenen Namen.³⁵ Im Sinne der „Lebensbürgerlichkeit“ bedeutet dies einen Appell an die eigene Bewährung.³⁶

Im *Zauberberg* werden mitunter Zerrbilder der Lebensbürgerlichkeit gegeben. So malt sich einmal Hans Castorp aus (5. Kapitel, Unterkapitel *Launen des Merkur*), wie er sich aus der Perspektive Madame Chauchats als lebensbürgerliche Karikatur ausnehmen würde:

Warum dieser Blick? Warum ihm ihre Verachtung in des dreifaltigen Gottes Namen? Sah sie ihn an wie einen gesunden Gimpel von unten, dessen Aufnahmelustigkeit nur zum Harmlosen neigte? Wie eine Unschuld aus dem Flachlande, sozusagen, einen gewöhnlichen Kerl, der herumging und lachte und sich den Bauch vollschlug und Geld verdiente, – *einen Musterschüler des Lebens*,³⁷ der sich auf nichts als auf die langweiligen Vorteile der Ehre verstand? (GKFA 5.1, S. 355)

Zugleich suggeriert die Wendung „Unschuld aus dem Flachlande“ in Anlehnung an „Unschuld vom Lande“, mit der meist junge Frauen mit wenig Lebenserfahrung assoziiert werden, die latente Angst Hans Castorps, mit dem Attribut der Effeminiertheit in einen Zusammenhang gebracht zu werden.

Ein Bild der überzeichneten Lebensbürgerlichkeit taucht bereits an früherer Stelle auf, wenn Hans Castorp im Gespräch mit Settembrini über die „Denkungsart der Leute da unten im Tieflande“ (GKFA 5.1, S. 303) räsoniert und wiederum die „gewöhnlichen Leute“ ins Visier

³⁵ Vgl. z. B.: Thomas Mann: Tagebuchaufzeichnungen vom 11. Februar 1934, Küsnacht / Zürich – er befindet sich im Schweizer Exil –: „Die Wiedergewinnung der einzelnen Möbel, der Bücher, des Musikapparats und der Garderobe bildete ebenfalls Epoche in diesem Jahr der Abenteuer. Zum Schluß habe ich [auf] der eben zurückgelegten Reise, wenn auch oft unter Zagen, meinen Mann gestanden.“ In: Thomas Mann: *Tagebücher 1933 – 1934*. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1977, S. 319.

³⁶ Mit den Implikationen des Begriffs „Lebensbürgerlichkeit“ hat sich auch Werner Frick in seinem Vortrag „*Geistige Huldigungsmusik*“ – *Thomas Mann als Gratulant und Jubilar* im Rahmen der Herbsttagung der Thomas-Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck, 16. – 18. September 2016 in Lübeck (die Tagung trug das Thema: *On Myself. Autobiografisches Schreiben bei Thomas Mann*) auseinandergesetzt.

³⁷ Im Original keine Hervorhebung.

nimmt, „die herumgehen und lachen und Geld verdienen und sich den Bauch vollschlagen ...“ (GKFA 5.1, S. 303). Damit gewinnt er die Sympathie Settembrinis, der im Einvernehmen mit seinem Gegenüber solcherart Lebensführung verachtet und Castorps Skizzierungen als „Kruditäten des unbedachten Weltlebens“ apostrophiert. (GKFA 5.1, S. 304)

In seiner letzten Erzählung, *Die Betrogene* (erschienen 1953), welche Düsseldorf zum Handlungsschauplatz hat, führt Thomas Mann eine Protagonistin, Rosalie von Tümmeler, wiederum eine Facette des Autors, vor, die zwischen der Idee von >freier< Liebe, „Libertinage“, wie sie im *Ehe*-Aufsatz expliziert wird,³⁸ und den Forderungen der Lebensbürgerlichkeit schwankt. Zu Beginn der Erzählung steht die Schilderung der Feier zu Ehren des fünfzigsten „Wiegenfest[es]“ der Protagonistin. Von dieser heißt es, dass sie in einer Verfassung ist, „die ihr auch an jenem Festabend einige der zu ihren Ehren gehaltenen launigen Herrenreden als unleidlich dumm hatten erscheinen lassen.“ (GW Bd. VIII, S. 878) Sie fühlt Distanz gegenüber den Vorgängen um sie herum. Im Verlauf der Erzählung tritt Rosalie von Tümmelers Interesse an dem jungen amerikanischen Hauslehrer ihres Sohnes in den Mittelpunkt der Handlung. In der Unterredung mit der Tochter, angesichts deren Frage, ob sich die Mutter wieder zu verheiraten gedenke, verneint Rosalie von Tümmeler dies. Eine Verbindung, deren Wesen lebensbürgerlich wäre, schwebt ihr nicht vor:

„Nein, [...] dieser Gedanke ist mir neu, und wenn es dich beruhigt, kann ich dich versichern, daß er mir auch fremd ist. Nein, Anna, närrisches Ding, ich habe nicht vor, euch einen vierundzwanzigjährigen Stiefvater zu geben. [...] Die Hoffnung ist die Hoffnung, wie willst du, daß sie sich selbst, wie du es nennst, nach praktischen Zielen frage?“ (VIII, S. 926 f.)

Im weiteren Dialog versucht die Tochter, der Mutter zu verdeutlichen, dass von „eigentlicher Libertinage“ (VIII, S. 929) keine Rede sein könne, da die Mutter nun einmal „an bestimmte Begriffe gebunden“ sei: „Ahnt dir nicht, daß das wahr ist? Daß du gegen dich selbst leben würdest, wenn du zu Wirklichkeit machtest, wovon du träumst?“ (VIII, S. 930)³⁹ Gegen sich

³⁸ Thomas Mann: *Über die Ehe*. GW Bd. X, S. 197, 198.

³⁹ Vgl. dazu: Brigitte Schmitz: *An-sich-selbst-zugrunde-Gehen und der Mangel an „Lebenswürdigkeit“*:

selbst zu leben hieße aber, kein „wahrhaftiges Leben“ zu führen, entfernt zu sein von dem „wahren Leben“, wie es einer Ästhetik der Existenz gemäß wäre.⁴⁰

IV.

Es schließen sich Betrachtungen zu Textbeispielen aus dem späteren Band *Die Forderung des Tages* (Ausgabe 1986) an. In seinem Nachwort schreibt Koopmann, dass dieser Band, anders als es bei *Adel des Geistes* oder *Altes und Neues* festzustellen ist, nicht von großen Lebenslinien durchzogen ist. Das Einheitsstiftende sei die Zeit, auf die Thomas Mann reagiert habe.⁴¹ In mehr als achtzig Stellungnahmen hat Thomas Mann in dieser Werkausgabe auf „Forderungen des Tages“ Antworten gegeben. Hieraus ergibt sich ein mosaikartiges Bild, und nach Koopmanns Dafürhalten tragen auch diese vielfältigen Dokumente des Weltverständnisses und Weltverhältnisses, ähnlich wie es die Prosatexte aus sechs Jahrzehnten vermögen, bedeutend dazu bei, die Konstanten von Thomas Manns Denken zu erhellen.⁴² Viele dieser essayistischen Beiträge beinhalten Literaturkritik und geben Zeugnis von einem umfassenden, konstruktiven Literaturverständnis. Zugleich zeigt sich, wie der Verfasser seine eigenen Freiheitsräume erobert hat und verteidigt. Hier soll punktuell und exemplarisch von zwei Beiträgen die Rede sein, an denen deutlich wird, wie Thomas Mann aus der Perspektive der eigenen Außenseitererfahrung agiert.

Den ersten Text dieses Bandes – von der chronologischen Anordnung her bestimmt –, *Heinrich Heine, der >Gute<*, verfasste Thomas Mann bereits 1893 unter dem Pseudonym Paul Thomas in einer Schülerzeitschrift. Nun erscheint der Beitrag unter dem richtigen Namen. Der Verfasser kritisiert hier den Artikel mit dem Titel *Zur Würdigung Heinrich Heines* eines

Betrachtungen zu einem Aspekt der Selbstdeklassierung in Thomas Manns Werk am Beispiel seiner letzten Erzählung >Die Betrogene<. In: *Logik der pluralistischen Kulturen – Zum Aufbau der neuen Kulturwissenschaften – Festschrift aus Anlass der Emeritierung von Professor Yoshihito Mori*. Hg. von Kenji Hara et al., Sendai: Tohoku University Press, 2005.

⁴⁰ Vgl. Wilhelm Schmid: *Lebenskunst als Ästhetik der Existenz*, S. 89.

⁴¹ Vgl. das Nachwort von Helmut Koopmann zu Thomas Mann: *Die Forderung des Tages* (Ausgabe 1986), S. 373.

⁴² Vgl. Helmut Koopmann, a. a. O., S. 374 f.

Dr. Conrad Scipio im *Zeitgeist* (Beiblatt des *Berliner Tageblattes*) und polemisiert gegen den Grundtenor des Artikels, etwa von der Art, dass man Heines „lockeres Privatleben“ zu verzeihen habe, da dieser doch „ein guter Protestant“, „ein guter Patriot“ gewesen sei.⁴³

Es geht Thomas Mann um Richtigstellung, um Wahrheitsliebe. Heines jüdische Herkunft, sein Außenseitertum, seine gesellschaftliche Isolation –⁴⁴ nichts davon kommt in Scipios *Würdigung* zur Sprache; und aus dem Empfinden heraus, dass hier Unrecht geschehen ist, dass die wesentlichen Konstanten der Persönlichkeit Heines unterschlagen worden sind, dass gerade die *Würdigung* Diffamierung ist, macht sich Thomas Mann, im Bewusstsein eigenen Ausgegrenztseins – und es gibt mancherlei Ursachen für ein Ausgegrenztwerden – und aus einem vielleicht noch unbestimmten Gefühl heraus, dass hier eine innere Verwandtschaft zu diesem großen kritischen Intellekt aufscheint, zu dessen Anwalt. Schließlich Thomas Manns Fazit: „Nein, Heinrich Heine war kein >guter< Mensch. Er war nur ein *großer* Mensch. – Nur ...!“⁴⁵

Detering betont, dass es Thomas Mann darum zu tun gewesen sei, in Opposition zu dem zugeschriebenen Protestantismus und Patriotismus den Fokus auf das jüdische Literatentum Heines zu richten.⁴⁶ Wenn Thomas Mann also „meinen Heine“⁴⁷ apologetisch angesichts solcher Vereinnahmungsversuche verteidigt, dann ist dieser jüdische Heine gemeint.⁴⁸ Zuvor hat Detering dargelegt, dass Thomas Mann in seinen Essays aus dieser Zeit sein eigenes Literatentum immer bewusst dem Stil eines jüdischen Literatentums angenähert habe.⁴⁹

⁴³ Thomas Mann: *Heinrich Heine, der >Gute<*. In: *Die Forderung des Tages*, S. 8.

⁴⁴ Vgl. dazu: Gerhard Höhn: *Heine-Handbuch. Zeit – Person – Werk*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler, 2004 [1. Auflage 1987; 2. Auflage 1997], *Erster Teil: Zeit und Person*; hier das Kapitel *Der Außenseiter: Jude, Emigrant, Intellektueller*, S. 32 – 37.

⁴⁵ Thomas Mann: *Heinrich Heine, der >Gute<*. In: *Die Forderung des Tages*, S. 9.

⁴⁶ Heinrich Detering: *Juden, Frauen, Literaten. Stigma und Stigma-Bearbeitung in Thomas Manns frühen Essays (1893 – 1914)*. In: *Thomas Mann und das Judentum. Die Vorträge des Berliner Kolloquiums der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft*. Hg. von Manfred Dierks und Ruprecht Wimmer. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2004 (TMS Bd. XXX), S. 15 – 34, hier: S. 30.

⁴⁷ Thomas Mann: *Heinrich Heine, der >Gute<*, S. 8.

⁴⁸ Detering: *Juden, Frauen, Literaten*, S. 30.

⁴⁹ Detering, a. a. O., S. 29.

Im völkischen Diskurs um 1900 konnte bereits ein kritischer, ironischer, satirischer Geist, der aus literarischen Texten sprach, als Nachweis dafür herangezogen werden, dass „jüdische Blutzumischung“ im Spiel sei, wie Adolf Bartels, Schriftsteller, Journalist, Literaturhistoriker und zugleich Protagonist der völkischen Bewegung es formulierte.⁵⁰ – In der Erzählung *Wälsungenblut* (1905) charakterisiert Thomas Mann die Art und Weise des Sprechens der jüdischen Geschwister anlässlich des Zuspätkommens des Herrn von Beckerath, dem – nichtjüdischen – Verlobten Sieglinds, der Zwillingsschwester Siegmunds, – teilweise gehen Motive dieser Erzählung auf Thomas Manns eigene Erlebnisse im Elternhaus seiner Braut Katia Pringsheim zurück –⁵¹ wie folgt: „Die Geschwister hatten mundfertig und mit scharfer Zunge gesprochen, scheinbar im Angriff und doch vielleicht nur aus eingeborener Abwehr, verletzend und wahrscheinlich doch nur aus Freude am guten Wort [...]“ (GKFA 2.1, S. 432) – Adolf Bartels verkündet schließlich in suggestivem Habitus in Bezug auf Thomas Manns Schriftstellertum: „literarisch gehört er auf alle Fälle zu den Juden“.⁵²

In seinem – zweiten – Brief an die antisemitische *Staatsbürger-Zeitung* gibt Thomas Mann ein Statement in Bezug auf seine nichtjüdische Herkunft ab. Detering geht in seinem Beitrag kurz auf dessen Auswirkungen ein.⁵³ Es heißt in dem Brief Thomas Manns, Dezember 1912:

Wenn ich dem hie und da auftauchenden Irrtum von meiner jüdischen Abstammung ruhig und bestimmt widerspreche, so geschieht es, weil ich eine wirkliche Fälschung meines Wesens darin erblicke und weil, wenn ich als Jude gälte, meine ganze Produktion ein anderes, falsches Gesicht bekommen würde. [...] Was einen Forscher wie Professor Bartels an meiner und meines Bruders Produktion fremdartig anmutet, wird wohl, teilweise wenigstens, auf jene *lateinische (portugiesische) Blutmischung* zurückzuführen sein, die wir tatsächlich darstellen. (GKFA 14.1, S. 347)⁵⁴

⁵⁰ Detering, a. a. O., S. 28, 29; Detering verweist in diesem Zusammenhang auf: Adolf Bartels: *Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur*. Leipzig, 1906.

⁵¹ Vgl. GKFA 2.2, zur Entstehungsgeschichte und Quellenlage von *Wälsungenblut*, S. 314 f.

⁵² Detering, a. a. O., S. 28 f.

⁵³ Detering, a. a. O., S. 29.

⁵⁴ Thomas Mann: *Essays I 1893 – 1914*. Hg. und textkritisch durchgesehen von Heinrich Detering unter

Betrachtet man nochmals Thomas Manns Haltung als Kritiker in seinem Text *Heinrich Heine, der >Gute<*, so zeigt sich darin eine partielle Identifikation des erst achtzehnjährigen Verfassers mit dem jüdischen Schriftstellertum, dem kritischen Geist Heines und dem Abgedrängtwordensein in eine Außenseiterexistenz. Thomas Mann erfährt sich dabei zum einen selbst als Marginalisierter, nicht nur aufgrund seiner sexuellen Orientierung, sondern unter anderem auch aufgrund seines Außenseitertums als Dichter, im Bewusstsein jenes „malheur d'être poète“, wie es Grillparzer formuliert hat.⁵⁵ Zum anderen fühlt Thomas Mann das offenbare Vergnügen an seiner eigenen rhetorischen Macht; Heinrich Heine und er selbst erscheinen hier gewissermaßen als Verbündete.

Das Motiv des von Grillparzer solchermaßen auf die Formel gebrachten „Unglücks, Dichter, Künstler zu sein“, wird später in der Erzählung *Tonio Kröger* literarisch ausgestaltet. Im 1. Kapitel der Erzählung heißt es von dem Protagonisten:

Dieses, daß er ein Heft mit selbstgeschriebenen Versen besaß, war durch sein eigenes Verschulden bekannt geworden und schadete ihm sehr, bei seinen Mitschülern sowohl wie bei den Lehrern. [...] Andererseits aber empfand er selbst es als ausschweifend und eigentlich ungehörig, Verse zu machen und mußte all denen gewissermaßen recht geben, die es für eine befremdende Beschäftigung hielten. (GKFA Bd. 2.1, S. 246 f.)

Im Gespräch mit der Malerin Lisaweta, 4. Kapitel, wird das Motiv weiter expliziert:

„Sagen Sie nichts von >Beruf<, Lisaweta Iwanowna! Die Literatur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch, – damit Sie's wissen. Wann beginnt er fühlbar zu werden, dieser Fluch? Früh, schrecklich früh. Zu einer Zeit, da man billig noch in Frieden und Eintracht mit Gott und der Welt leben sollte. Sie fangen an, sich gezeichnet, sich in einem rätselhaften Gegensatz zu

Mitarbeit von Stephan Stachorski. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002, GKFA 14.1; zu dem Brief: S. 346 f. und S. 416.

⁵⁵ Vgl. K. Pörnbacher (Hg.): *Dichter über ihre Dichtungen. Franz Grillparzer*. München, 1970, S. 103 (Grillparzer an Adolf Müller, Ende Februar / Anfang März 1818).

den anderen, den Gewöhnlichen, den Ordentlichen zu fühlen [...]“ (GKFA Bd. 2.1, S. 272)

In demselben Gespräch legt Tonio Kröger dann sein berühmtes Bekenntnis zur Lebensliebe ab, ganz im Sinne der Lebenskunst und Ästhetik der Existenz, und vielleicht aus dem glücklichen Augenblick heraus:

„Ich bin am Ziel, Lisaweta. Hören Sie mich an. Ich liebe das Leben, – dies ist ein Geständnis. Nehmen Sie es und bewahren Sie es, – ich habe es noch Keinem gemacht. Man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue. Ich habe dies gern gehört, es hat mir geschmeichelt; aber darum ist es nicht weniger falsch. Ich liebe das Leben ...“ (GKFA Bd. 2.1, S. 278)

Im *Lebensabriss* (1930) wird deutlich, dass Thomas Mann seiner 1903 erschienenen Erzählung authentische Erlebnisse unterlegt hat:

Bei diesen [den Lehrern bzw. Beamten des >Katharineums<] schadete mir sehr, daß ich >dichtete<. [...] Begonnen hatte ich mit kindischen Dramen, die ich mit meinen jüngeren Geschwistern vor Eltern und Tanten zur Aufführung brachte. Es folgten Gedichte an einen geliebten Freund, der unter dem Namen des Hans Hansen im *Tonio Kröger* ein gewisses symbolisches Leben gewonnen hat [...] (GW Bd. XI, S. 99 f.)

Von der Zeit, die er mit seinem Bruder Heinrich in Palestrina und Rom verbrachte, den Jahren 1897 / 1898, schreibt er:

Erfolge, die sich allmählich einstellten, freuten mich, ohne mich zu überraschen. Meine Lebensstimmung setzte sich aus Indolenz, *schlechtem bürgerlichen Gewissen*⁵⁶ und dem sicheren Gefühl latenter Fähigkeiten zusammen. (XI, S. 104)

⁵⁶ Im Original keine Hervorhebung.

Um das Thema des Außenseitertums geht es, neben mehreren anderen großen Themen, etwa den Erörterungen der darstellerischen Möglichkeiten, die das Theater, die Bühne gegenüber der Gattung des Romans hat, auch in dem 1908 erschienenen Essay *Versuch über das Theater*.⁵⁷ In ähnlicher Weise wie sich Thomas Mann zuvor partiell mit Heinrich Heine identifizierte, ist seine Identifikationsfigur nun Othello, die Titelfigur aus der Tragödie Shakespeares. Sein Interesse gilt dem Symbolismus des Theaters und dem Sinnbildcharakter, den die Figur Othello mit den „Abzeichen ihrer Wesensart“⁵⁸ trägt und mit denen sie gleichsam zum Stellvertreter für alle Stigmatisierten erhoben wird:

Auf der Bühne aber, als Schaugestalt, ist dieser psychologische Typus ein – Mohr: er ist schwarz, seine besondere Art ist auf der höchsten Galerie als Schwärze sichtbar, er ist kein Typus mehr, er ist ein Sinnbild, ein Symbol, – der erhöhte Statthalter all derer, welche in irgendeinem Sinne >schwarz< sind [...] (S. 41)

Von „Abzeichen“ ist auch die Rede in der bereits erwähnten Erzählung *Wälsungenblut* im Kontext der Gestalt Siegmunds und der Thematik jüdischer Außenseitererfahrung:

Plötzlich erhob er sich, warf die Zigarette fort und trat vor den weißen Schrank, in dessen drei Teile enorme Spiegel eingelassen waren. Er stand vor dem Mittelstück, ganz dicht, Aug in Aug mit sich selbst, und betrachtete sein Gesicht. Sorgfältig und neugierig prüfte er jeden Zug, öffnete die beiden Flügel des Schrankes und sah sich, zwischen drei Spiegeln stehend, auch im Profil. Lange stand er und prüfte die Abzeichen seines Blutes [...] (GKFA 2.1, S. 460 f.)

Hier entsteht das Bild, dass sich Thomas Mann gleichsam selbst in dieser Figur spiegelt. Die Erzählung hatte er im Jahr seiner Eheschließung, 1905, verfasst, aber aufgrund der Reaktion seines Schwiegervaters Alfred Pringsheim zog er sie kurz vor der geplanten Veröffentlichung in der *Neuen Rundschau* zurück.⁵⁹

⁵⁷ Thomas Mann: *Versuch über das Theater*. In: *Die Forderung des Tages*; der Text umfasst die Seiten 11 – 51.

⁵⁸ Thomas Mann: *Versuch über das Theater*, S. 41.

⁵⁹ Vgl. dazu: Hans Rudolf Vaget: „Von hoffnungslos anderer Art.“ *Thomas Manns „Wälsungenblut“ im Lichte*

Von den Beiträgen der Werkausgaben der *Forderung des Tages* gehen große Kräfte aus. Es gibt noch zahlreiche Themenaspekte und Motive gerade in diesen Essaysammlungen zu entdecken, woraus Verbindungslinien zu Aspekten und Episoden des erzählerischen Werks entstehen wie auch zu anderen Wissenskontexten, beispielsweise aus dem Bereich der Kulturwissenschaften.⁶⁰

Die Forderung des Tages – das hat programmatischen Charakter. Von Gustav von Aschenbach heißt es, dass das, was er an großen Werken geschaffen hatte, im Grunde „in kleinen Tagewerken“ entstanden war, zusammengesetzt „aus aberhundert Einzelinspirationen“ (GKFA 2.1, S. 510), aber dem Fertigen war dieses Zusammengesetzte nicht anzumerken, und das „bedeutete recht eigentlich den Sieg seiner Moralität“ (S. 510) – ein Beispiel für eine „kluge Regierung seiner selbst“ im Sinne des Konzepts der „Selbstmächtigkeit“, das den Mittelpunkt der „Ästhetik der Existenz“ bildet.⁶¹

Durch eine Betrachtung des Zusammenhangs von Thomas Manns Orientierung an Sprangers Werk *Lebensformen*, seinem eigenen daraus entwickelten Konzept der „Lebensform“, wie er es in *Lübeck als geistige Lebensform* vorstellt, den Entsprechungen zur Lebenskunstphilosophie, die sich darin zeigen und besonders zu dem Konzept der „Ästhetik der Existenz“ (Foucault) werden zahlreiche Aspekte des theoretischen und erzählerischen Werks Thomas Manns aus einer neuen Perspektive heraus deutbar.

unserer Erfahrung. In: *Thomas Mann und das Judentum. Die Vorträge des Berliner Kolloquiums der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft*. Hg. von Manfred Dierks und Ruprecht Wimmer. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2004 (TMS Bd. XXX), S. 35 – 57, hier insbesondere: S. 35 f.

⁶⁰ Vgl. dazu das Kapitel *Kulturwissenschaften* von Regine Zeller im bereits zitierten *Thomas-Mann-Handbuch* (2015), S. 361 – 364.

⁶¹ Vgl. den oben zitierten Beitrag von Wilhelm Schmid: *Lebenskunst als Ästhetik der Existenz*, S. 84.

Reflections on Thomas Mann's Essayistic Answers in *The Order of the Day*

Brigitte SCHMITZ

In this article aspects of Thomas Mann's collection of socio-moral ideas published under the title *Die Forderung des Tages* (1930; 1986) – *The Order of the Day* (1940) – the term goes back to an aphorism by Goethe – are analyzed, and central terms such as “Lebensform” (Eduard Spranger) – “spiritual way of life” – and “Lebensbürgerlichkeit” – “(German) bourgeois way of thinking” – are seen in the contexts of “duty” / “obligation” and the art of leading the right life.

Thomas Mann's essayistic texts are contrasted with selected episodes from Thomas Mann's novellas and novels. This brings central aspects of Thomas Mann's thought close to the ancient philosophical concept of the art of living (*ars vivendi*).

The relation between the terms “Lebensform”, “Lebenswelt” (Edmund Husserl) and what Foucault calls “l'esthétique de l'existence” (“Ästhetik der Existenz”; “aesthetics of the existence”), a relation pointed out by Herbert Anton, my doctoral supervisor (in a speech on Thomas Mann and Friedrich Schiller, held in 2009), can be productive for the understanding of a number of Thomas Mann's theoretical and fictional works.

In this context an understanding of the implications of “Ästhetik der Existenz” is outlined, in the way they have been translated from Foucault's diction by Wilhelm Schmid: implications such as guiding oneself, guiding one's own life – and this has always a political dimension, too – “self-guidance” (“Selbstführung”) in order to be protected from the influence of other powers from outside, and to develop the spiritual and sensual abilities in the sense of the term *aisthesis*. The existence has to be formed in the “most beautiful” manner, which does not mean a life of perfection, but a life that can be agreed to by the respective individual.

The article is mainly focused on aspects from the following essayistic texts by Thomas Mann: *Lübeck als geistige Lebensform* (1926) – *Lübeck as a Spiritual Way of Life* –, *Über die Ehe* (1925) – *On Marriage* –, *Heinrich Heine, der >Gute<* (1893) – *Heinrich Heine, the >good fellow<*, and others, and central terms such as “Lebensform”, “Lebensbürgerlichkeit” are seen in the context of episodes from Thomas Mann's novellas *Der kleine Herr Friedemann* (1897) – *Little Herr Friedemann*, *Tonio Kröger* (1903), *Der Tod in Venedig* (1912) – *Death in Venice*, *Die Betrogene* (1953) – *The Black Swan*, and the two novels *Der Zauberberg* (1924) – *The Magic Mountain*, and *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil* (1954) – *Confessions of Felix Krull, Confidence Man: The Early Years*. In most of these texts Thomas Mann's own biographical experiences are prevailing.

As a central thesis it shall be stated that in Thomas Mann's texts, the essayistic texts as well as the fictional texts, Mann's interest is focused on the type of the aesthetical character – seen in terms of Spranger's work *Lebensformen* (1921), and from there derives the relation to Foucault's "Ästhetik der Existenz". The aim of this article is to bring to light these affinities.